

MARTIN HEIDEGGER

**HÖLDERLINS HYMNE
„DER ISTER“**

Die Ister-Hymne:

Die Vorlesung beginnt mit Anmerkungen zu einer „Hymne“, die Hölderlin selbst nie veröffentlicht, die er auch bei der Niederschrift und im Entwurf ohne Überschrift gelassen hat. Norbert von Hellingrath gab dem Gedicht die Überschrift „Der Ister“ (d. h. die Donau). Das Gedicht besteht aus 4 Strophen. Die vierte ist unvollendet. Ob sie die Schlußstrophe des Gedichtes sein soll, läßt sich nicht entscheiden. Das Gedicht lautet (IV, 220ff.)

DER ISTER

Jetzt komme, Feuer!
Begierig sind wir
Zu schauen den Tag,
Und wenn die Prüfung
Ist durch die Knie gegangen,
Mag einer spüren das Waldgeschrei.
Wir singen aber vom Indus her
Fernangekommen und
Vom Alpheus, lange haben
Das Schikliche wir gesucht,
Nicht ohne Schwingen mag
Zum nächsten einer greifen
Geradezu
Und kommen auf die andere Seite.
Hier aber wollen wir bauen.
Denn Ströme machen urbar
Das Land. Wenn nemlich Kräuter wachsen
Und an denselben gehn
Im Sommer zu trinken die Thiere,
So gehn auch Menschen daran.

Man nennet aber diesen den Ister.
Schön wohnt er. Es brennet der Säulen Laub,
Und reget sich. Wild stehn
Sie aufgerichtet, untereinander; darob
Ein zweites Maas, springt vor
Von Felsen das Dach. So wundert
Mich nicht, dass er
Den Herkules zu Gaste geladen,
Fernglänzend, am Olympos drunten,
Da der, sich Schatten zu suchen
Vom heissen Isthmos kam,
Denn voll des Muthes waren

Daselbst sie, es bedarf aber, der Geister wegen,
Der Kühlung auch. Darum zog jener lieber
An die Wasserquellen hieher und gelben Ufer,
Hoch duftend oben, und schwarz
Vom Fichtenwald, wo in den Tiefen
Ein Jäger gern lustwandelt
Mittags, und Wachstum hörbar ist
An harzigen Bäumen des Isters,

Der scheintet aber fast
Rückwärts zu gehen und
Ich mein, er müsse kommen
Von Osten.
Vieles wäre
Zu sagen davon. Und warum hängt er
An den Bergen gerade? Der andre
Der Rhein ist seitwärts
Hinweggegangen. Umsonst nicht gehn
Im Troknen die Ströme. Aber wie? Sie sollen nemlich
Zur Sprache seyn. Ein Zeichen braucht es,
Nichts anderes, schlecht und recht, damit es Sonn'
Und Mond trag' im Gemüth', untrennbar,
Und fortgeh, Tag und Nacht auch, und
Die Himmlischen warm sich fühlen aneinander.
Darum sind jene auch
Die Freude des Höchsten. Denn wie käm er sonst
Herunter? Und wie Hertha grün,
Sind sie die Kinder des Himmels. Aber allzuredultig
Scheint der mir, nicht
Freier, und fast zu spotten. Nemlich wenn

Angehen soll der Tag
In der Jugend, wo er zu wachsen
Anfängt, es treibet ein anderer da
Hoch schon die Pracht, und Füllen gleich
In den Zaum knirscht er, und weithin hören
Das Treiben die Lüfte,
Ist der betrübt;
Es brauchet aber Stiche der Fels
Und Furchen die Erd',
Unwirthbar wär es, ohne Weile;
Was aber jener thuet der Strom,
Weis niemand.

Das Gedicht dichtet einen Strom. Die Ströme gehören zu den Wassern. Wenn zu solcher Dichtung einiges angemerkt wird, bedenken wir, was anderen Orts von den Wassern gesagt ist:

Der Urahn aber
Ist geflogen über der See

Scharfsinnend, und es wunderte sich
Des Königes goldnes Haupt
Ob dem Geheimniss der Wasser,

...

„Der Adler“ (IV, 223)

Erörterung des Anfangs: „Jezt komme, Feuer!“

Das Gedicht „Der Ister“ beginnt als ein Rufen:

„Jezt komme, Feuer!“

„Das“ Feuer ist gerufen im Sinne eines Herbeirufens. Und doch hat dieses Rufen andere Art als das eigenmächtige Herbeiholen und Herbefehlen („Zitieren“). Der Ruf ruft zugleich das Gerufene an, die Anrufung bezeugt dem Angerufenen seine Würde. Was da kommen soll, kommt von sich aus. Nicht der Ruf bewegt erst das Kommende zum Kommen.

Wenn „das Feuer“ jedoch von selbst kommt, weshalb wird es dann noch gerufen? Der Ruf bewirkt nicht das Kommen. Aber er ruft dem Kommenden etwas zu. Und was ist das Zugerufene?

Jezt komme, Feuer!
Begierig sind wir
Zu schauen den Tag,

...

Die Rufenden sagen, daß sie selbst dem kommenden Feuer entgegenkommen. Warum sagen sie dies? Und wer sind die, die also rufen? Aus den ersten Versen des Gedichtes allein lassen sich diese Fragen nicht beantworten. Zum anderen müssen wir doch zugestehn, daß sich in diesen ersten Worten ein merk-würdiger Bezug auftut. Denn was ist „das Feuer“, das angerufen wird?

Das kommende Feuer soll den Tag schauubar machen. Das Feuer führt den Tag herauf, läßt diesen aufgehen. Wenn „der Tag“ hier der Tag ist, den wir täglich kennen, dann muß das in seinem Kommen angerufene Feuer die Sonne sein. Sie geht Tag für Tag auf. Wäre nicht dieses Alltäglichs, dann wären keine Tage. Einem solchen Kommenden, der aufgehenden Sonne, noch eigens zurufen: „Jezt komme“, ist aber doch ein überflüssiges und eitles Tun. Allein, dieses „Jezt komme“ enthält mehr. Der Ruf sagt: Wir, die also Rufenden, sind bereit. Und in solchem Zuruf verbirgt sich noch ein anderes: Wir sind bereit und sind es nur, weil wir vom kommenden Feuer selbst gerufen sind. Die hier Rufenden sind die Gerufenen, die Angerufenen, jetzt in dem anderen Sinne, der bedeutet: die zum Hören Bestellten, weil Bestimmten. Die in eine solche Bestimmung und Bereitschaft Gerufenen heißen die Berufenen. Welche Berufung ist gemeint? Unter den um dieselbe Zeit entstandenen Gedichten Hölderlins findet sich eines, dessen erste Strophe so lautet:

Des Ganges Ufer hörten des Freudengotts
Triumph, als allerbernd vom Indus her
Der junge Bacchus kam, mit heiligem
Weine vom Schläfe die Völker wekend.

(IV, 145)

Auch hier wie in der Hymne das „vom Indus her“, wenngleich in der Gegenrichtung gemeint. Genannt ist Bacchus, der „Weingott“, dessen „heilige Priester“ sind die Dichter. Das Gedicht (IV, 145ff), das von der allerobernden, aufweckenden Wanderung des Bacchus sagt, trägt die Überschrift „Dichterberuf“. Den Ruf: „Jetzt komme, Feuer!“, rufen Berufene. Ihre Berufung ist der Gesang, d. h. die Dichtung. Daher sagen die Rufenden von sich V.7 f.:

Wir singen aber vom Indus her
Fernangekommen...

Nur die in eine Berufung Gerufenen können wahrhaft rufen: „Komme“. Und dieses gerufene Rufen allein hat eigentliche Notwendigkeit in sich. Dieser Ruf bleibt unendlich verschieden von dem, was wir einen blindlings ausgestoßenen Schrei nennen. Aber es bleibt doch auch bestehen, daß das Feuer, das sie anrufen, wenn es die Sonne ist, nicht nur von selbst, sondern auch unablässig, unaufhaltsam und unabgrenzbar tagtäglich kommt. Weshalb denn dieses „Jetzt komme, Feuer!“? „Jetzt“ – als ob bisher das Feuer ausgeblieben und eine lange Nacht gewesen sei. „Jetzt“ – als ob das Aufgehen der Sonne im Lauf der Begebenheiten etwas Ungewöhnliches sei. Im Kommen der Tage ist doch gerade das Aufgehen des Lichtes das, was am wenigsten einen Tag vom anderen unterscheiden und gar auszeichnen könnte. In der Abfolge von Nacht und Tag bezeichnet der Sonnenaufgang einen stets wiederkehrenden, zeitlich zwar sich verschiebenden aber doch sonst gleichartigen Zeitpunkt, ein „Jetzt“, das mit dem angebrochenen Tag auch schon vergessen und in die Gleichgültigkeit hinabgefallen ist. Am Beginn des Gedichtes steht wie ein plötzlich aufgegangener Stern, der alles überleuchtet, dieses „Jetzt“. Das Wort hat eine ausgezeichnete Betonung: „Jetzt komme, Feuer!“. Dieses so betonte „Jetzt“ gibt dem ganzen Gedicht seinen eigenen und einzigen Ton. Welches „Jetzt“ meint der Ruf? Wann ist oder wann war dieses „Jetzt“? Das „Jetzt“ nennt doch die Zeit des Rufens der Berufenen, eine Zeit der Dichter. Eine solche Zeit bestimmt sich aus dem, was die Dichter in ihrer Dichtung zu dichten berufen sind.

Aber was ist das – Dichten? Wie kann das Dichten eine Zeit bestimmen, ein „Jetzt“ auszeichnen? „Dichten“ – lateinisch *dictare* – heißt niederschreiben, für das Niederschreiben vor-sagen. Etwas sagen, was vordem noch nicht gesagt worden. Im dichterisch Gesagten liegt daher ein eigener Beginn. Dann gäbe es so etwas wie eine der Dichtung entstammende und sie bestimmende Zeit – eine dichterische Zeit. Ihre „Zeitpunkte“ lassen sich nicht nach dem Kalender festlegen – nicht „datieren“. Wir können zwar bisweilen das Jahr und den Tag, sogar die Stunde in Zahlen der Zeitrechnung angeben, da eine Dichtung „verfaßt“ und abgeschlossen wurde. Aber diese Zeitordnung des dichtenden Tuns ist nicht ohne weiteres das gleiche oder gar dasselbe, was der Zeitraum des Gedichteten ist. Überdies ist die dichterische Zeit auch jeweils wieder verschieden je nach der Wesensart der Dichtung und der Dichter. Denn jede wesentliche Dichtung dichtet ja auch das Wesen des Dichtens selbst „neu“. Von Hölderlins Dichtung gilt dies noch in einem besonderen und einzigen Sinn. Für das „Jetzt“ seiner Dichtung gibt es kein kalendermäßiges Datum. Auch bedarf es hier überhaupt keines Datums. Denn dieses gerufene und selbst rufende „Jetzt“ ist selbst, in einem ursprünglicheren Sinne ein Datum, will sagen – ein Gegebenes, eine Gabe; gegeben nämlich durch die Berufung.

Dieses „Jetzt“ haben die hier rufenden Dichter nicht aus einer Willkür und kraft eigener List gewählt und festgesetzt. Dieses „Jetzt“ ist ihnen als ihre Zeit zugeschiedt. Und deshalb läßt sich dieses „Jetzt“ auch nicht „historisch“ ausmachen, etwa so, daß wir versuchten, bekannte Begebenheiten der Geschichte nach Geschichtszahlen festzulegen und zu diesen Zeitpunkten das „Jetzt“ des Gedichtes in eine berechenbare Beziehung zu bringen. Warum ein solcher Versuch ins Leere führen muß, können wir freilich geradehin noch nicht erkennen. Viel

wesentlicher ist auch, daß wir zunächst beachten, wie unmittelbar das Nennen dieses „Jezt“ und „der Zeit“ überall zur „Sprache“ der Hymnen Hölderlins gehört.
In der ersten Hymne „Wie wenn am Feiertage ...“ sagt der Dichter:

Jezt aber tagts! Ich harrt und sah es kommen,

(IV, 151)

Wieder das „Jezt“ und wieder im Zusammenhang mit dem Tagwerden des Tages und wieder im Zusammenhang mit einem Kommen.

Jezt komme, Feuer!

Diese Auszeichnung des „Jezt“ fordert, daß wir in diesem Zeit-Wort auch etwas Ausgezeichnetes vernehmen und eine verborgene Fülle der dichterischen Zeit und ihrer Wahrheit erwarten. Das „Jezt komme“ scheint aus einer Gegenwart in die Zukunft zu sprechen. Und doch spricht es zuerst in das schon Geschehene. „Jezt“ – das sagt: Etwas hat sich schon entschieden. Und eben dies, was sich schon „ereignet“ hat, trägt allein allen Bezug zum Kommenden. Das „Jezt“ nennt ein Ereignis. Mit dem Nennen des „Jezt“ im ersten Vers beginnt die erste Strophe der Hymne und damit diese im Ganzen. Und alsbald folgt auch schon in derselben ersten Strophe V. 15 die Nennung eines „Hier“.

Hier aber wollen wir bauen.

In sich entschieden und rund steht dieser Vers in der Strophe. Wo ist dieses „Hier“? Von woher bestimmt sich das Wo? Welcher Ort ist genannt?

Wir singen aber vom Indus her
Fernangekommen und
Vom Alpheus,....

„Indus“ und „Alpheus“ sind Namen für Ströme und Flüsse. Der eine gehört in das Land der „Indier“, der andere in das Land der Griechen. Von Strömen her sind die Rufenden gekommen. Und wohin sind sie angekommen? Unmittelbar wird der Ort, das Hier als das entschieden Hiesige noch nicht genannt. Aber das „Hier“ ist wiederum durch einen Strom bestimmt:

Hier aber wollen wir bauen.
Denn Ströme machen urbar
Das Land.

An einem Strom werden die von Strömen her Fernangekommene bauen. An welchem Strom die Angekommenen wohnen werden, sagt erst der Beginn der zweiten Strophe.

Man nennet aber diesen den Ister.

„Ister“ galt den Römern als Name für die untere Donau, für den Strom, den die Griechen nur in seinem unteren Lauf kannten. Die römische Bezeichnung für die obere Donau lautet „Danubius“. Hölderlin aber benennt, wie sich noch zeigen wird, gerade den oberen Lauf der Donau mit dem griechisch-römischen Namen für den unteren Lauf des Stromes, gleich als ob die untere Donau an die obere und damit an ihr Quelle zurückgekehrt sei.

Wenn also der erste Herausgeber diese Hymnen, Norbert von Hellingrath, dem Gedicht die Überschrift „Der Ister“ gegeben hat, geschah dies mit Recht, gesetzt freilich, daß diese Hymne nicht beiläufig und einleitungsweise die Ströme und die Donau erwähnt, sondern eigens von ihr sagt, und zwar als einem Strom. So geschieht es in der Tat. Die also berechnete Überschrift hat ihre Entsprechung in der Überschrift, die Hölderlin selbst einer anderen Hymne gegeben hat: „Der Rhein“. Zu allem hin wird auch dieser Strom in der Isterhymne besonders genannt und wieder nicht als ein beliebiger Strom, sondern (III. Strophe, V. 47ff.) als „der andere“ – nämlich der andere zu dem einen, der die Donau ist. Die Donauhymne und die Rheinymne stehen in einem wesenhaften dichterischen Bezug. Die nachträgliche Wahl der Überschrift „Der Ister“ müssen wir als geglückt anerkennen. Überdies hat Hölderlin selbst eine andere Hymne überschrieben mit dem Titel „Am Quell der Donau“.

Vittorio Klostermann; Frankfurt am Main; 1984;
Satz und Druck: Poeschl & Schulz-Schomburgk, Eschwege